

# BILDER

# aus der Zeit

## Die Volksküche

Wenn man vom Konservatorium aus an der Schullinik vorbei nach dem Breitenweg heruntersteigt, öffnet sich rechts in einer Mauer eine weite eiserne Pforte. Sie führt in einen kleinen Hof, der nach rechts abgeschlossen ist durch das blendend weiße, alte Patriziergebäude, in dem das städtische Wohltätigkeitsbüro die angenehmsten Räume der Stadt belegt, und links durch einen weniger gepflegten, eigenartigen, rechtwinkeligen Bau, der mit seiner gedeckten Promenade aussieht wie der Rundgang eines spanischen Klosters. Dem Eintrittstore gegenüber verlängert ein hohes eisernes Gitter den steil zur Corniche abfallenden Festungswall. Vor uns liegt die Vorstadt und ihre tausendjährige Geschichte. Direkt gegenüber steht massiv der Jakobsturm, und weiter rechts ragen aus verwelkten Blätterkronen die Zacken anderer zerfallener Türme, mit denen einst der Böhmenkönig Wenzel seine Stadt beschützen wollte. Weiter nach oben, seitwärts der Trierer Straße, steht das Fort Rubamprez freigelegt in halber Höhe, vom Rhamplateau getrennt durch den tiefen schwarzen Felseinschnitt, aus dem glitzernd die Eisenbahnschienen laufen. Noch weiter nach der Anhöhe zu, beinahe schon auf dem Plateau, steigt der wuchtige Oberteil des Forts Ruminy mit seinem quadratisch gelagerten Dach aus einer engen Mulde. Näher kriecht der Raupenviadukt, und neben den wuchtigen Massen der Gefängnisbauten, stößt ein Kirchturm elegant nach oben. Daß man ihn hier von oben sieht, vertieft die Tiefe dieses Tales, aus dem etagenweise die Dächer steigen, die unentwirrbar ineinander laufen und unter denen Menschenschicksale sich gestalten, wie in dem wundervollen Film von René Clair. In dem Blumenbeet im Hofe fallen die Rosenblätter wie Abschiedstränen.

Aus der engen Pflasterstraße, in der die hohen Häuserwände nur ein kleines Stück Himmel schneiden, strömt Leben in den Hof. Schreiend laufen Kinder ein, wie in den Schulhof bei der Pause. Die einen tragen einen Topf oder irgendein Geschirr. In der Hand halten sie eine Karte. Sie biegen alle nach dem eigenartigen Bau von links, der jetzt wieder einer besonderen Bestimmung dient: der Volksküche. Hier können arme Menschen ein warmes Mittagessen haben. Leider ist es ja heute so, daß nicht einmal alle sich das leisten können. Aber wir wollen hier kein Urteil sprechen über diese Welt, sondern nur sehen, wie man versucht, die Wunden zu verbinden, die sie den Aermsten schlägt. Die Volksküche ist ein Werk katholischer Caritas, das von der Gemeindeverwaltung unterstützt wird. Sie stellt denen, die sich an sie wenden,

Karten aus, die vom Wohltätigkeitsbüro der Stadt nachgesehen werden. Nur Bedürftige werden betreut und solche, die unverschuldet in Not geraten. Die Stadt stellt dann den Gutschein aus, der Anrecht auf die Mahlzeit gibt. Zu den Kosten trägt die Gemeinde, die die Räumlichkeiten zur Verfügung stellt, zwei Franken bei für jede erwachsene Person und einen Franken pro Kindermahlzeit. Wenn auch alle Arbeit gratis geleistet wird, oder jedenfalls ein großer Teil, so ist es doch klar, daß das Werk als solches noch manches aus eigenen Mitteln zusetzen muß.

Am Eingang sitzt ein Polizist in einer Glaskajüte. Er stempelt die vorgezeigten Gutscheine ab. Links in dem Gebäude ist der Kartoffelschälraum, in dem vor wahren Kartoffelbergen acht Frauenhände emsig die Messer und die Kartoffeln drehen. Rechts, direkt am Eingang, ist die Kartenausgabe. Da, wo der Bau in rechtem Winkel sich nach Süden bricht, führt eine Türe in die weite Küche. Bis zur halben Höhe sind die Wände weiß gefärbt. Der Rest ist weiß gestrichen und auch die Decke ohne Flecken. Die Küche ist ein langer Raum, dreieckig, mit einer hellen Fensterwand, durch die die nahen Dächer sehen. Drei gewaltige Kessel dampfen. Der eine hält 400, die beiden anderen je zweihundert Liter. Vor jedem steht eine junge Nonne, die das Essen zubereitet. Durch die freie Küchenmitte huschen eifrig die Mädchen in blauen Schürzen. Den Kesseln gegenüber stehen lange Holztische. Auf dem einen liegen Hunderte von Stücken Brot, und die Maschine schneidet ohne Unterlaß. Auf dem andern liegen auf Haufen zahllose gekochte Würste. Am Montag gab es Erbsensuppe mit geschnittener Wurst dazu. Man konnte es schon wissen, ehe man es sah, denn bis in den Hof hinein ging der eigenartige Geruch, bei dem sich plötzlich der Magen so sonderbar zusammenpreßt. Wir wissen nicht, ob die Schwestern es uns angesehen hatten, daß unsere Hände, trotzdem sie in den Manteltaschen blieben, doch unsichtbar nach den Würsten griffen. Sie lächelten sinnierend vor sich hin, wohl weil sie aus unsern Augen die Anerkennung lasen für das Gelingen ihrer mit Lust und Liebe getanen Arbeit. Durch die Türen rechts und links wird immer wieder angefordert. Hier noch etwas Brot, dort noch etwas Suppe. Lautlos huschen die Pantoffeln von einem Tisch zum andern. Und je mehr die Arbeit drängt, desto freudiger sind die Gesichter, denn hier gibt man gerne.

Eine kleine Seitentür führt in einen schmalen Raum, wo hinter zwei Schalterfenstern auf einem weißen Tisch Suppe in großen Kesseln steht; Wurstkreise liegen auf immensen Tellern und das Brot

steht zur Seite in runden "Kurbeln" aus Stroh. Hier geben zwei Damen die Mittagessen ab. Denn in der Volksküche sind es bürgerliche Damen, die die Bedienung machen. Damen, die sich zu Hause wohl selbst bedienen lassen, zum Kaffeekränzchen zusammenkommen, oder gar zu einer Bridge-Partie. Hier stehen sie in weissen Schürzen, löffeln Erbsensuppe in das armselige Geschirr, das arme Menschen vor sie hinstellen, laufen Treppen auf und ab, holen dies und holen das, sehen die Kinderaugen verwundert vor dem Schalter stehen und die blassen Gesichter umrahmt von dem ungeordneten Haar. An diesen Schaltern kommen all die vorbei, die das Essen abholen und es nach Hause tragen. Sie geben ihren Gutschein ab, halten ihre Töpfe hin, verstauen sie in einem Korb, wickeln das Brot in ein Tuch oder auch in ein Stück Papier und gehen mit schnellen Schritten weg. Die Menschen stehen Schlange. Aber man merkt keine Hast und kein Gedränge. Hinter einem hageren alten Mann steht ein kleines Mädchen. Um das ungekämmte Haar ist ein zerrissenes Wolltuch gebunden. Es holt das Essen für die Familie. In dem zu weiten Rock findet es sich nicht zurecht. Seine Augen sehen nicht wie die Augen eines Kindes; es ist unsäglich traurig, eine solche Jugend auch nur anzusehen. Und man kann unschwer sich vorstellen, wie es in jenen Familien aussieht, wo bisher um den leeren Tisch zwei, drei, vier Kinder saßen, denen die Mutter nichts zu essen geben konnte. Was kann aus solchen Kindern werden? Sie haben nicht einmal, wenn sie selbst später im Leben und um das Leben kämpfen sollen, die stärkende Erinnerung an eine freie, freudige Jugend. Sie werden schon in ihren jüngsten Jahren zu alten Menschen, denn sie begegnen von der Wiege an dem bitteren Ernst des Seins. Hinter dem Mädchen steht ein Knirps mit runden Wangen. Er sieht keck nach links und rechts, und pfeift nach einem Kameraden. Er philosophiert nicht im geringsten um das Warum und das Wozu, stampft ab und zu mit seinen schweren Nagelschuhen, es ist einer, der das Leben meistern wird, oder aber balancieren wird am Rande der Gesellschaft. Nach ihm kommt eine alte Frau. Sie hält in ihren zitternden Händen einen sauberen Korb. Ihr Körper neigt sich schon zur Erde, und ihre schwarzen Kleider stechen trauernd ab von dem Silberweiß der Haare auf dem unbedeckten Kopfe. So stehen das Alter und die Jugend beisammen in der Gemeinsamkeit der Not. Die einen beginnen damit, womit die andern beschließen: mit der Sorge um das Essen. Jawohl, essen wollen sie, alle, die hier stehen, essen, nur um zu leben, denn die Menschen wollen leben, auch wenn das Leben für sie nur Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit übrig haben sollte. Aber man lebt, man hofft, man liebt, man glaubt, und deswegen muß man essen. Hier steht noch eine